

Zeitschrift: Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden

Herausgeber: Historische Gesellschaft Graubünden

Band: 125 (1995)

Artikel: Gespräche zur ländlichen Siedlung in Graubünden : Interview

Autor: Nay, Marc Antoni / Mathieu, Jon / Giovanoli, Diego

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-596007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gespräche zur ländlichen Siedlung in Graubünden

Der folgende Text setzt sich aus zwei Interviews zusammen, welche in Mai 1996 durchgeführt wurden. Er nimmt Bezug auf die Referate, welche die Interviewpartner im Rahmen des Vortragszyklus 1995/96 der Historischen Gesellschaft von Graubünden zum Thema «Die ländliche Siedlung in Graubünden» hielten.

Gesprächsleiter *Marc Antoni Nay* befragte folgende Referenten: *Jon Mathieu* (Zwei Thesen zur Siedlungsgeschichte Graubündens, 16.–19. Jahrhundert), *Peter Calonder* (Exkursion zu Fragen der Bautechnik und der Baustoffe), und *Diego Giovanoli* (Die Bauten der Dauer- und der Temporärsiedlungen).

Der historische Ansatz

Jon Mathieu, welches Interesse liegt Ihren Forschungen zur ländlichen Siedlung zugrunde?

Die ländliche Siedlung Graubündens kann man unter architektonischen Gesichtspunkten untersuchen, was sehr oft gemacht wurde, teilweise kombiniert mit denkmalpflegerischen Interessen. Man kann sie von der Flurnamenforschung her betrachten, man kann volkskundlichen oder geographischen Ansätzen folgen. Ich habe mich aus einer historischen Perspektive für die ländlichen Siedlungen interessiert. Dabei wird die Zeit zur entscheidenden Dimension, die in den Vordergrund gestellt werden muss. Ich bin der Ansicht, dass die zeitliche Entwicklung, der Wandel oder auch die Kontinuität, viel über einen Gegenstand aussagen.

Im einzelnen haben sich meine Interessen natürlich laufend verändert. In einer Monographie über das Unterengadin konnte ich mich zum Beispiel relativ detailliert mit den Siedlungen einer Region befassen. Später habe ich einen grösseren Untersuchungsraum gewählt, nämlich Graubünden, Tessin und Wallis. Da fallen einem andere Dinge auf, die Ebene der Argumentation wird gleichzeitig genereller und abstrakter. Parallel zu dieser Arbeit schrieb ich einen Artikel über die Maiensässwirtschaft in Graubünden, der sich etwa in der Mitte bewegte.¹

¹ Erwähnte Publikationen von Jon Mathieu:

Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800, Chur 1994 (1. Aufl. 1987). – Maiensässwirtschaft in Graubünden, 15.–19. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 120 (1990), S. 71–125. – Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500–1800, Zürich 1992.

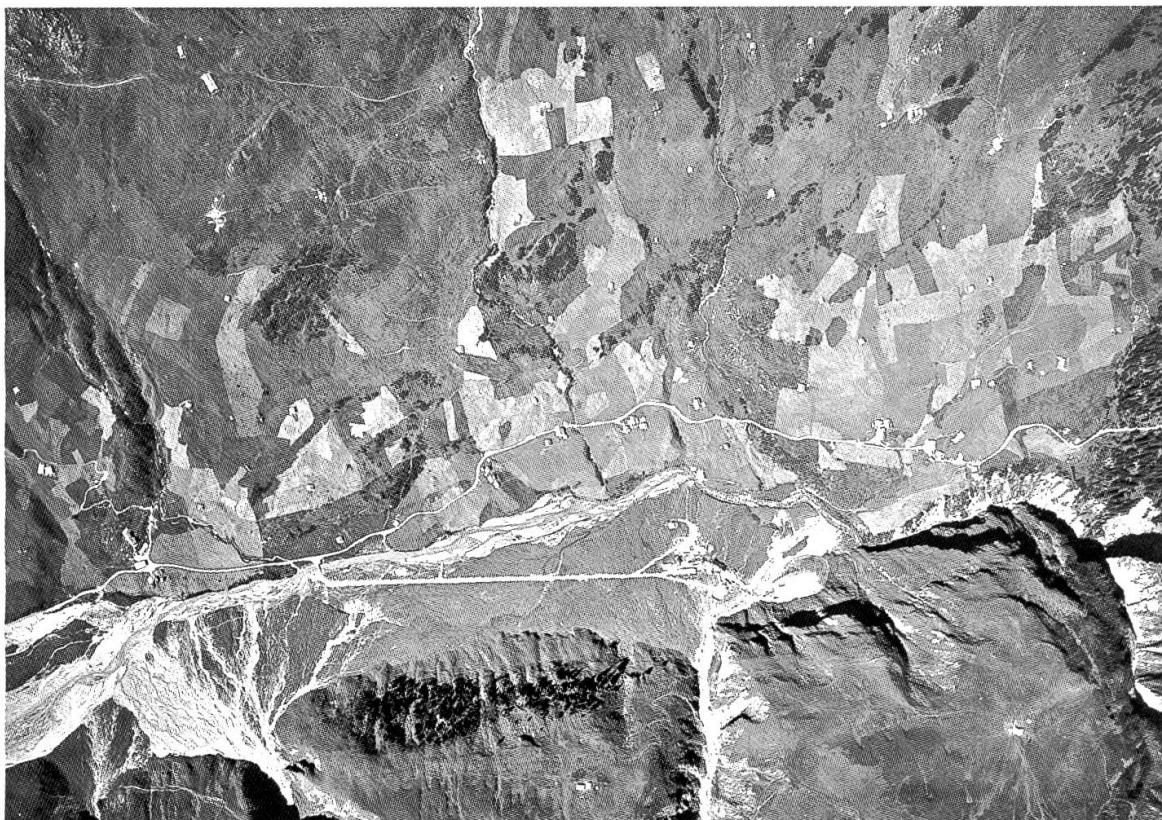


Abb. 1. Safien Thalkirch. Luftaufnahme vom 16. 8. 1956.

© Aufnahme des Bundesamtes für Landestopographie LK 257 SW, SA 413.4387.

In Ihrem Referat vor der Historischen Gesellschaft haben Sie zwei Thesen diskutiert. Können Sie diese kurz erläutern?

Den Ausgangspunkt des Referates bildete die bekannte Tatsache, dass der ländliche Siedlungsbestand in Graubünden sehr heterogen, sehr vielfältig ist, was jede Forschungsrichtung vor besondere Herausforderungen stellt. Eine Möglichkeit besteht darin, die Dinge zu vereinfachen, damit man zu allgemeineren Ansichten gelangen kann. Ich habe versucht, eine doppelte Vereinfachung zu machen, indem ich die ländlichen Bauten zunächst in Wohn- und Wirtschaftsbereich aufteilte und in diesen Bereichen dann weitere idealtypische Unterteilungen vornahm.

Im Wohnbereich finden wir in Graubünden den – im Einzelfall selten genau zutreffenden – Gegensatz zwischen Streu- und Dorfsiedlung. Im Wirtschaftsbereich ergibt sich die weniger bekannte Aufteilung in dezentralisierte und zentralisierte Systeme. Die dezentralisierten Systeme zeichnen sich aus durch viele, überall in der Landschaft verstreute Wirtschaftsgebäude, während man in den Gebieten mit zentralisierten Betrieben auf «leere» Felder trifft, weil sich Scheune und Stall an einem Ort, beim Hof, befinden. Das eine System ist, wenn man so will, gebäude-

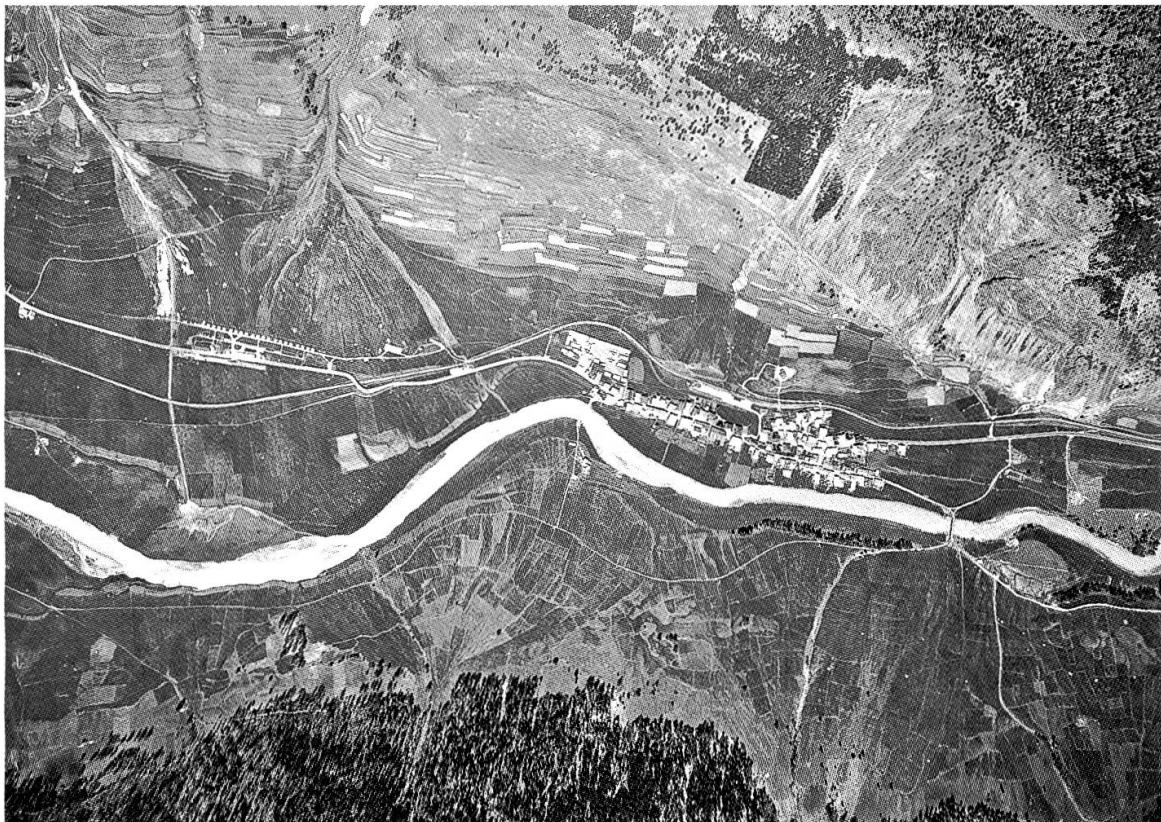


Abb. 2. S-chanf. Luftaufnahme vom 29. 5. 1956.

© Aufnahme des Bundesamtes für Landestopographie LK 258 SE, SA 427.2537.

orientiert, das andere transportorientiert. Beim zentralisierten, transportorientierten wird zum Beispiel alles Heu gleich nach der Ernte heimgeschafft und nicht in Außenställen verfüttert.

Im weiteren Verlauf des Referats versuchte ich aufzuzeigen, wie man diese beiden Bereiche historisch befragen kann, das heisst wie man Quellenhinweise dazu findet und wie sich die verschiedenen Entwicklungen möglicherweise erklären lassen. Die Thesen bestanden schliesslich in einer Kurzform dieser Erklärungen.

Welche Quellen standen Ihnen für den Wohnbereich zur Verfügung?

Welche Entwicklungen stellen Sie fest, und wie lassen sich diese begründen?

Ein wichtiger Ausgangspunkt für die historische Forschung sind Bestandesaufnahmen, die eine systematische Sicht auf den Untersuchungsgegenstand ermöglichen. Solche Quellen gibt es bei der ländlichen Siedlung erst für die jüngere Zeit, nämlich für den Beginn unseres Jahrhunderts, als die ersten typologischen Übersichten entstanden, welche vor allem auf den Karten des späten 19. Jahrhunderts

basierten. Um weiter zurückzugelangen, muss man sich mit der sogenannten regressiven Methode behelfen. Landkarten, auf welchen Streusiedlungen und Dorfsiedlungen genau ersichtlich sind, fehlen für ältere Perioden, so dass wir andere Dokumente konsultieren müssen. Es gibt da diverse Möglichkeiten. Eine ergiebige Quelle ist zum Beispiel die bekannte, um 1570 verfasste Landesbeschreibung von Durich Chiampell, die «Rätische Topographie». Sie zeigt, dass das Siedlungsbild bestimmter Gebiete bereits damals als gestreut empfunden wurde. Chiampell hebt dies jeweils speziell hervor. Neben solchen Hinweisen auf eine Kontinuität gibt es auch gut belegte Beispiele für einen Wandel. Eines davon ist das Tujetsch, wo man von den Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts auf eine ausgeprägte Streusiedlung schliessen kann. Giachen Casper Muoth hat für diese Zeit etwa 60 verschiedene Siedlungsplätze ausgemacht. Die Seelenbeschreibungen des 18. Jahrhunderts – das sind kirchliche Bevölkerungsaufnahmen – zeigen dann eine ganz andere Situation. 1791 waren nur noch 15 Siedlungsplätze bewohnt.

Allgemein können wir davon ausgehen, dass es seit dem Mittelalter eine Tendenz zur Siedlungskonzentration gab, und die Frage lautet nun, wie wir diese Tendenz interpretieren sollen. Dabei ist es wichtig, zwischen dem einzelnen, lokalen Fall und dem allgemeinen Trend zu unterscheiden. Jeder Einzelfall von allmählicher oder auch schneller Konzentration hatte natürlich seine speziellen Ursachen, und die sind in der Regel nicht leicht in Erfahrung zu bringen. Die Quellen informieren uns nämlich nur notdürftig über die Motive des Wandels. Umso grösser ist der Spielraum der Interpretation: Wie viel Gewicht sollen wir etwa einer lokalen Katastrophe beimessen, einem Lawinenwinter, der viele gestreute Höfe vernichtete, oder einer Pestepidemie, welche die Bevölkerung dezimierte? Auch auf der Ebene des allgemeinen Trends bieten sich verschiedene Erklärungen an. Eine davon ist die psychologische. Paul Zinsli hat sich gefragt, weshalb die Walser seit dem 16. Jahrhundert von ihren hochgelegenen Streusiedlungen herabzogen, und spricht von der «andauernden Lockung der Tiefe». Als Historiker können mich solche Deutungen nicht recht befriedigen. Denn sie rufen sofort nach anderen Fragen: Warum begann diese Verlockung im 16. Jahrhundert zu wirken, warum verstärkte sie sich möglicherweise im 19. Jahrhundert? Man sollte also zeitspezifische Umstände finden, die den Gesinnungswandel verständlich machen könnten.

Eine Möglichkeit sehe ich in der Verbindung der Konzentrationstendenz mit einem langfristigen soziopolitischen Prozess, den man als Kommunalisierung bezeichnen kann. In Graubünden lassen sich seit dem Mittelalter und während der ganzen Periode verschiedenste Phänomene beobachten, die auf eine Verdichtung der ländlichen Organisation deuten, auf eine Art kontinuierliche Gemeindebildung. Bekannte Beispiele dafür sind die Teilungsbriefe, in denen die Gemeinden eines ganzen Tales die Wälder und Weiden untereinander aufteilten und sich in dieser Weise genauer gegeneinander abgrenzten. Es gab aber auch eine innere

Dynamik, ein kommunales Engagement in neuen Bereichen. Das zeigen etwa die langfristig stark zunehmenden Marktgründungen wie natürlich auch die Schulgründungen. Dieser Prozess führte zu einer Aufwertung der Gemeindezentren. Er machte das Leben in der Hauptsiedlung attraktiver, verlockender. Gleichzeitig wurde das Leben in den Nebensiedlungen und Aussenhöfen oft erschwert, weil ihre Nutzungsbedingungen bei Weide, Wald usw. unter dem Einfluss der jeweiligen «Hauptstadt» eingeengt wurden. Chiampell bezeichnet zum Beispiel schon in 16. Jahrhundert die Kleinsiedlungen im Oberengadin, die «aclas», als Knechte und Mägde der Hauptsiedlungen.

Um es ganz kurz zu sagen: Ich meine, dass man die allgemeine Tendenz zur Siedlungskonzentration mit dieser soziopolitischen Kommunalisierung in Beziehung setzen sollte. Ökonomische oder demographische Gründe vermag ich dafür nicht zu sehen.

Nun zu Ihrem zweiten Thema, zum Wirtschaftsbereich.

Im Referat haben Sie die Vor- und Nachteile der dezentralisierten und zentralisierten Systeme anhand einer Quelle von 1809 diskutiert (vgl. Abb. 3). Welches System galt als effizienter?

Keines von beiden. Der Autor Ulrich Fried, ein Bauer aus Jenaz, verglich im betreffenden Text² das dezentralisierte System, das er aus der eigenen Praxis im Prättigau kannte, mit der Betriebsweise im Engadin, welche zum grössten Teil auf der Zentralisation beruhte. Er ging dabei sehr gründlich ans Werk – in meiner Bilanz habe ich nur die Hauptargumente aufgenommen –, aber er gelangte zu keinem eindeutigen Ergebnis. In seinen Augen hatte jedes System seine Vor- und Nachteile, die sich gegenseitig aufwogen. Das ist eine wichtige Feststellung, denn aus heutiger Sicht würde man sofort annehmen, das zentralisierte System sei viel effizienter gewesen. Die modernen Transportmittel und die erhöhten Baukosten haben die Rahmenbedingungen in unserem Jahrhundert stark verändert. Fried war übrigens nicht allein mit seinem Urteil. Er hielt eine damals gängige und meines Erachtens auch zutreffende Einschätzung fest.

Aber: Diese Art der Bilanzierung sagt uns wenig über die historischen Entwicklungen, welche zu den verschiedenen Systemen führten. Es handelt sich um ökonomische Rechtfertigungen schon bestehender Verhältnisse. Die Prättigauer Bauern arbeiteten nicht etwa deshalb in dezentralisierten Betrieben, weil sie ihr Vieh sorgfältig behandeln wollten, und die Engadiner hatten nicht zentralisierte Höfe, weil sie eine bequeme Fütterung bevorzugten. Die Hoforganisation beruhte

² Fried Ulrich, Beschreibung der Gemeinde Jenatz im Brättigäu. Der Neue Sammler V, 1809, S. 219ff.

Betriebsweise	Vorzüge
dezentralisiert Prättigau	<ul style="list-style-type: none"> - geringere Gefahr von Viehseuchen - sorgfältigere Viehbesorgung in den Aussenställen (keine Ablenkung durch Hausarbeit) - leichtere Düngung auch entfernter Wiesen - Ersparnis an Fuhrwerk und Zugvieh (Tragtransport)
zentralisiert Engadin	<ul style="list-style-type: none"> - kleiner Gebäudeaufwand - bessere Nutzung des Mists (vertrocknet weniger als beim häufigen Stallwechsel) - bequemere Fütterung (v. a. bei schlechtem Wetter) - bessere Milchverwertung (temperierte Milch gibt mehr Butter)

Abb. 3. Die Prättigauer und Engadiner Landwirtschaft im Vergleich.
Ulrich Fried, Jenatz (Der Neue Sammler V, 1809, S. 233 – 235)

schon damals auf einer historisch entstandenen Infrastruktur, und die konnte man nicht frei wählen. Diese Diskussion im frühen 19. Jahrhundert ist mehr ein Ausdruck, dass man sich zu dieser Zeit vermehrt darum kümmerte, rationelle Systeme zu finden, also Ansätze für die Wahlfreiheit erst herzustellen.

Wie hat man sich die Hintergründe dieser unterschiedlichen Entwicklung vorzustellen?

Nach meinem Dafürhalten sind hier zwei Feststellungen nützlich. Erstens muss man betonen, dass die Betriebssysteme, wie gerade gesagt, nicht von einzelnen frei ausgewählt werden können. Die Einzelbetriebe waren in hohem Mass auf die infrastrukturelle Ausstattung ihrer Gemeinde angewiesen und in die herrschende Rechtsordnung eingebunden. Wenn ein Bauer innerhalb eines zentralisierten Systems gestreute Wirtschaftsgebäude erstellte, kam er mit Ernte- und Weide-rechten in Konflikt. Umgekehrt war es für Bauern innerhalb eines dezentralisierten Systems schwierig, von heute auf morgen alles Heu heimzuführen und dort auszufüttern. Denn sie brauchten dazu Fuhrwerke und vor allem Zufahrtsstrassen, die sie nicht allein und meistens noch gegen den Willen anderer erstellen konnten.

Die zweite Feststellung betrifft die zeitliche Verknüpfung, die Tatsache, dass jede Generation auf den vorgefundenen Verhältnissen aufbauen musste. Unter den gegebenen Rahmenbedingungen – die eben nicht unseren modernen entsprachen – war es für die Bauern in beiden Systemen naheliegend, dort weiterzuinvestieren

oder weiterzu improvisieren, wo die frühere Generation aufgehört hatte. Wenn man diesen Gedanken modellartig formulieren will, kann man zur Vorstellung von zwei Entwicklungswegen mit je eigener Wachstumslogik gelangen. Auf dem einen Weg wird vor allem in Gebäude investiert, auf dem anderen haben Transportinvestitionen den Vorrang. Das lässt sich nicht ganz beliebig kombinieren.

Vielleicht ist es nützlich, diese Abhängigkeit der späteren von den früheren Entscheidungen mit einer hypothetischen Graphik zu veranschaulichen (vgl. Abb. 4). Wir haben da am Anfang zwei Höfe. Der eine besitzt mehrere gestreute Wirtschaftsgebäude und braucht fast keine Transportmittel, weil man das Heu auf kurzen Strecken schneller und günstiger auf dem Rücken einbringt. Wenn die Siedlung wächst, kann sich diese Struktur einfach multiplizieren. Das ergibt ein zellartiges Wachstum. Auch in einem ausgedehnten Stadium sind keine aufwendigen Transportsysteme nötig, die alles miteinander verbinden würden. Gerade diese Integration wird sich aber im anderen Fall einstellen müssen. Der erste Hof arbeitet hier mit Fuhrwerken oder Heuschleifen und führt die ganze Ernte nach Hause. Jede Siedlungsausdehnung wird eine Ausdehnung der gemeinsamen Infrastruktur begünstigen und mit der Zeit entsteht ein weitläufiges kommunales Strassensystem.

Es ist aber möglich, dass man in einem schwer zugänglichen Geländeteil diese Investition scheut und das Futter dezentral verwertet oder in Scheunen zwischenlagert, um es erst im Winter hinunterzubefördern, wenn der Schnee bessere Transportmöglichkeiten bietet. Auf der Graphik wäre das der Strich über den Ring hinaus. Das Argument ist nun, dass unter diesen Verhältnissen die Wahrscheinlichkeit relativ gross ist, dass man auch dieses unzugängliche Areal ins zentralisierte System einbezieht, weil alle anderen Dinge ja schon da sind.

Von einem solchen Fall berichtet zum Beispiel Durich Chiampell. In seinem Heimatdorf Susch baute man in den Jahren nach 1530 eine fahrbare Strasse in ein schwieriges Seitental, wo man das Heu vorher in gestreuten Scheunen zwischen gelagert hatte. Als Reformator schreibt Chiampell diesen Entscheid der Tatsache zu, dass die Suscher gerade damals den evangelischen Glauben annahmen, also in seinen Augen kluge Leute waren. Ich meine, ihre Klugheit hatte ökonomische Voraussetzungen. Sie verfügten nämlich schon über geräumige Scheunen, Fuhrwerke und Strassen. Es war naheliegend, diese Infrastruktur für einen Rest des Territoriums zu nutzen. Auf der anderen Seite des Flüelapasses, in Davos, wäre ein solcher Entscheid viel weniger klug gewesen, weil hier ein ausgeprägtes dezentralisiertes System bestand.

Wenn man diese Gedanken auf der Zeitachse zurückverfolgt, stellt sich rasch die Frage nach dem Ursprung der beiden landwirtschaftlichen Systeme.
Wo hat der Entscheid für das eine oder für das andere stattgefunden?

Es tönt vielleicht eigenartig, aber ich glaube, die Frage nach den Ursprüngen ist – historisch gesehen – eine schlechte Frage. Es gibt nie einen Null-Punkt in der Geschichte. Jeder Ursprung hat seine Vorgeschichte oder kann zumindest auf diese Vorgeschichte hin untersucht werden. Ich bezweifle, dass es in diesem Fall einen ganz einmaligen, revolutionären Moment gab, an dem man sich für etwas Grundsätzliches entscheiden konnte. Das Entwicklungsmodell sagt uns nichts über den historischen Anfang, aber es kann zum Verständnis des historischen Prozesses beitragen.

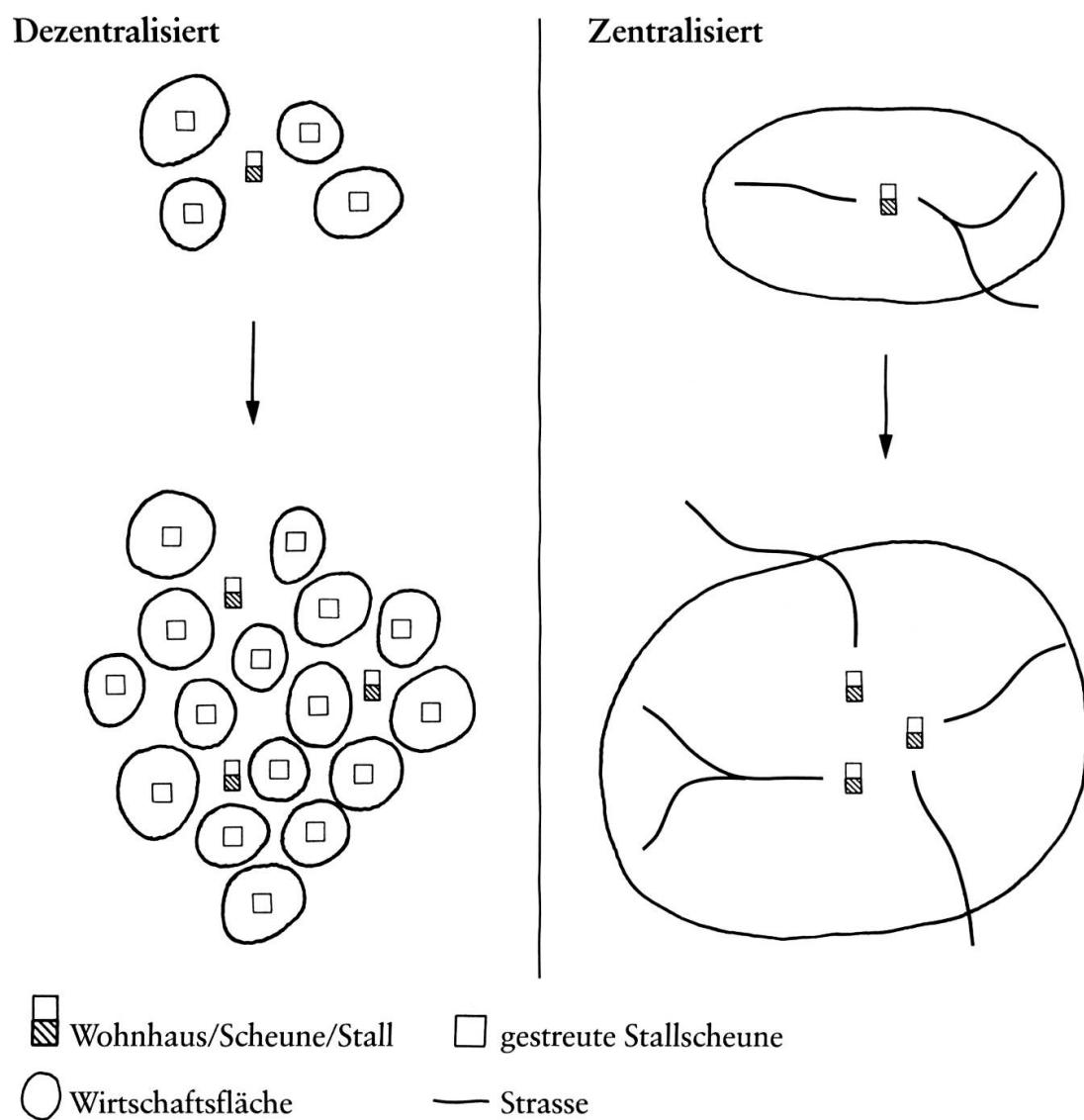


Abb. 4. Entwicklungsmodell für zwei Wirtschaftssysteme.

Es richtet sich gegen die Auffassung, dass sich die Betriebsweisen direkt von der Umwelt, von den Geländeformen, ableiten lassen. Vereinfacht gesagt, müssten nach dieser geographischen Interpretation in allen steilen Tälern oder Talabschnitten dezentralisierte Systeme zu finden sein und umgekehrt. Man findet dazu immer Fälle, wo das zutrifft, aber auch solche, wo das nicht stimmt. Ich will hier betonen, dass es nicht die reine Umwelt war, mit der sich die Leute auseinandersetzen. In Wirklichkeit bauten sie schon früh und im Laufe der Zeit immer mehr auf einer humanisierten Umwelt auf. Notfalls führte sie das zu Entscheiden gegen die natürlichen Voraussetzungen – wie im Fall von Susch.

Im späteren Mittelalter spielte sich in Graubünden ein wichtiger Wandel ab, eine schwerpunktmässige Verlagerung von der Klein- zur Grossviehhaltung. Kann man diesen Prozess in Bezug zur Entwicklung der beiden Systeme setzen?

Ich habe diese Periode nicht selber untersucht. Die Verlagerung selber ist an zahlreichen Orten dokumentiert, in Graubünden hat Martin Bundi in seinem Buch «Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter»³ viel Material dazu präsentiert. Ich vermute, dass dieser Wandel die Entwicklung der Betriebe wesentlich beeinflusste, denn er brachte eine starke Ausdehnung der Stallfütterung, und das ganze Thema der Zentralität ist ja eng mit Fragen der Wiesenkultur verbunden. Wo lagert man das Heu, mit welchen Mitteln transportiert man es, wie düngt man die Wiesen usw.?

Im Moment lese ich gerade eine Studie über eine venetianische Alpenregion, die Gegend von Belluno. Dort schätzt man, dass sich im 19. Jahrhundert die Futtermenge mehr als verdoppelte. Diese Zunahme führte dazu, dass die Bauern immer mehr Heu in dezentraler Weise zwischenlagerten und diese gestreuten Heuhaufen manchmal mit Dächern versahen, weil in ihren Heimscheunen zu wenig Platz vorhanden war. Das Beispiel stammt aus einer viel späteren Zeit, aber es kann Denkanstösse geben. Ihre Frage ist wichtig und für Graubünden nach wie vor offen. Sie weist wieder darauf hin, dass die Fixierung auf einen Ursprung nicht sinnvoll ist, weil die Entwicklung dauernd von neuen Bedingungen beeinflusst wurde.

Nun zu einem anderen Thema bzw. zu einer anderen Zeit. Können Sie die Veränderungen in der Landwirtschaft seit dem zweiten Weltkrieg, speziell die Veränderungen bei den Maiensässen, von Ihren Erkenntnissen her kommentieren? Die Maiensässe sind oder waren ja auch eine Form von dezentralisierter Betriebsweise.

Das trifft zweifellos zu, aber ich habe mich mit der Nachkriegszeit nicht befasst. Die Historiker sind verpflichtet, sich in solchen Fällen Beschränkungen aufzuerlegen und sich nicht als Propheten und grosse Ratgeber aufzuspielen. Ich kann Ihnen also

³ Bundi Martin, Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter. Chur 1989.

nur meine Privatmeinung als Zeitgenosse andeuten. Ich vertrete in dieser brisanten Angelegenheit der Maiensässnutzung und -umnutzung eine pluralistische Haltung. Ich finde viele Standpunkte legitim und meine, sie sollten nebeneinander Platzhaben. Dies wird sich natürlich nicht in schöner Harmonie abspielen, sondern in Form von Auseinandersetzungen. Man sollte sich nicht zu sehr darüber beklagen.

Konkret: Die Raumplanung muss dafür kämpfen, dass ihre wichtigen Anliegen wenigstens zum Teil auch durchgesetzt werden. Der Vorwurf an die Denkmalpflege, sie betreibe ein historisches Theater, ist meines Erachtens ein schlechter Vorwurf. Natürlich tut sie das, es ist ja gerade ihre Aufgabe. Das Theater und die Fiktion überhaupt sind lehrreiche und lustvolle Ausdrucksmöglichkeiten. Denkmalpflege und Raumplanung können kreative Formen der Umweltgestaltung hervorbringen. Das muss man immer wieder unterstreichen, weil sie oft nur als bürokratisch hingestellt werden.

Dass aber auch gewisse touristische Nutzungen einen Sinn haben, bezweifle ich nicht. Ich habe in der Maiensässzone viele Formen gesehen, die ich echt rührend finde. «Gärtner» und «Bastler» breiten da ihre Kultur aus, und warum sollte man den Leuten solche Beschäftigungen verbieten, wenn sie ihr Leben erfüllen? Durchaus legitim finde ich auch, dass man gewisse Maiensässen einfach verfallen lässt. Weshalb müssen wir in der Schweiz Angst davor haben, etwas Verfallendes in unserem Land zu haben? Es ist doch eine Bereicherung. Man kann dabei sehen, wie die Wildnis wieder einkehrt.

Unserer Gegenwart fehlen die Strategien, etwas zerfallen zu lassen. Sobald Gefühle im Spiel sind, wird die Sache besonders verwickelt und gerade die Maiensässzone ist, seit sie gefährdet ist, sehr stark damit belegt. War die Maiensässzone bereits früher mit solchen Emotionen verbunden?

Ich glaube, jede Zone und jede menschliche Betätigung ist mit Emotionen besetzt. Die Maiensässen waren ein Bereich der individuellen Unabhängigkeit vom Familien- und Gemeineverband und deshalb in bestimmter Weise besonders interessant. Man sieht das gut in literarischen Werken des 20. Jahrhunderts, welche die Freiheit häufig in den Maiensässen ansiedeln. Was für eine herrliche Zeit – diese Maiensässzeit, heisst es da ziemlich stereotyp, aber nicht unglaublich. Die Literatur verknüpft die Maiensässzone auch mit Anzüglichkeiten und Erotik. Historisch kann man solche Kontaktnahmen vor allem deshalb fassen, weil sie von den Kirchen und Gemeinden öfter verboten wurden.

Aber man vergisst darob vielleicht, dass diese Maiensässzeit auch eine Periode der Entbehrung sein konnte. Die Maiensässen waren ja weniger gut ausgebaut als die Wohnhäuser. Der Lebensstandard stieg langfristig, aber die Differenz zwischen den Zonen wurde kaum kleiner. Und wenn ich Wanderungsdiagramme aus dem frühen

20. Jahrhundert betrachte, die zeigen, dass die Familienmitglieder unter Umständen sechs Monate voneinander getrennt lebten, kommt mir eben nicht nur die Freiheit in den Sinn.

Im Vortrag und auch hier im Gespräch wurden die Alpen, diese weiträumige, oberste Wirtschaftsstufe, nicht erwähnt. Warum?

Unter anderem weil sie so oft beschrieben wurden. Gehen Sie einmal in die Kantonsbibliothek Graubünden und schauen Sie, wieviele Karteiblätter zum Stichwort «Alpen» existieren und wieviele zum Stichwort «Maiensässe». Das ist ein enormer Unterschied. Er zeigt, dass es in der wissenschaftlichen Tradition eine gewisse Fixierung auf die oberste Betriebsstufe gibt. Ich vermute, die Maiensässtufe war für sehr viele Leute bedeutender als die der Alpen, vor allem in den Gemeinden, wo es kommunale Alpen gab und die Leute ja nicht täglich da arbeiteten, sondern nur zum Milchmessen hingingen oder um Gemeinwerkarbeiten zu erledigen.

Natürlich waren auch die Alpen emotional wichtig. Die Sorge um das Vieh, die Witterung und die Weide spielten dabei eine Rolle. Tatsächlich aufgehalten haben sich die Bauern aber häufiger auf den Maiensässen. Das heisst nicht, dass man die Alpen nicht historisch behandeln soll. Hätte ich aber zusätzlich zu diesen komplizierten Siedlungsfragen im Referat noch die verschiedenen Alpwirtschaftssysteme behandelt, so hätte das wohl nur Verwirrung gestiftet – das Gegenteil von Klärung.

Gibt es aus Ihrer Sicht noch gravierende Forschungslücken im Bereich der ländlichen Siedlungen? Was würden Sie einem jungen Forscher raten, wenn er sagt, er möchte zu diesem Thema arbeiten?

Er sollte das untersuchen, was ihn interessiert. Ich glaube nicht, dass man Interessen vorschreiben kann, und ich glaube auch nicht, dass Forschungslücken einfach objektive Tatbestände sind. Sie werden durch einen vielfältigen Diskurs erzeugt, mitunter auch einfach herbeigeredet. Natürlich gibt es gewisse objektive Anhaltspunkte. Wir haben gerade gesehen, dass die Alpen sehr viel häufiger untersucht wurden als die Maiensässe. Das ist ein Grund, weshalb ich das ganze Maiensäss-thema besonders wichtig finde und das laufende Forschungsprojekt «Maiensäss-inventar Graubünden» unter der Leitung von Diego Giovanoli sehr begrüsse. Es macht einen ganzen historischen Bereich neu zugänglich und kann wichtige Reflexionen auslösen. Übrigens sind wir doch im Verlauf dieses Gesprächs auf eine neue Forschungslücke gestossen: den fraglichen Zusammenhang zwischen der Verlage-rung auf Grossviehhaltung und der Entwicklung von Betriebssystemen. Wer inter-essiert sich wohl dafür? Da Sie die Frage aufgeworfen haben, vielleicht Sie?

Die Inventarisierung

Peter Calonder, warum beschäftigen Sie sich mit Maiensässinventaren?

Maiensässe sind seit 20 Jahren starken Veränderungen ausgesetzt, ich denke insbesondere an die Umnutzung der Bauten und Siedlungen zu Ferienzwecken als Folge der neuen landwirtschaftlichen Bewirtschaftungsmethode, für die wegen der Möglichkeit des Heutransportes ins Tal Stall und Hütte auf der Maiensässtufe nutzlos wurden. Die Veränderungen führen zwangsläufig zum Verlust der historisch unberührten Bau- und Siedlungssubstanz. Im jetzigen Zeitpunkt ist es jedoch möglich, noch immer weitgehend unveränderte Siedlungen und Einzelbauten zu inventarisieren. Ich betrachte eine solche Inventarisierung als wertvoll, insbesondere in dem Sinn, als sich zumindest, als Minimallösung verstanden, Text-, Plan- und Bildmaterial zu solchen bäuerlichen Siedlungen erhalten und überliefern lassen.

Hat die Tätigkeit als Inventarisor auch einen Bezug zu Ihrer sonstigen Tätigkeit als Architekt?

Ich betrachte den Bezug zur Bautradition bzw. zur historischen lokalen und regionalen Bauweise generell als entscheidende Grundlage für meine berufliche Tätigkeit. Was man bei einer Inventarisierung der historischen bäuerlichen, städtischen, bürgerlichen oder etwa industriellen Bauweise erlebt und begreift, hat einen sehr grossen Einfluss auf Entwurf, Materialwahl und Ausführung.

Diego Giovanoli, was interessiert Sie an der ländlichen Siedlung in Graubünden?

Es muss mit einem Eintrag in meinem Lebensplan zu tun haben. Ich habe mich bis zu einem bestimmten Alter erlebt als Teil einer bäuerlichen Realität, die meine Mutter und meinen Vater betrafen. Dann begegnete ich den Historikern und den Architekten, die ausserhalb der Dinge standen, welche die bäuerliche Erlebniswelt systematisch mittels Analysen, Differenzierungen und Systematisierungen begriffen. Diese Begegnung war faszinierend, hat aber die Faszination für die Zeit, als ich noch in den Dingen wohnte, nicht ausgelöscht, sondern eher vertieft. Mich interessiert das Ländliche als gefühlsmässige Auseinandersetzung mit meiner Vergangenheit. Eine andere Antwort auf die Frage wäre: Ich habe gelebt in einer Zeit des sehr schnellen Umbruchs. Es ist nahezu alles anders geworden in diesem Zeitabschnitt. Dies wirft für mich Fragen auf nach der Richtung, in welcher wir uns bewegen, und nach der Rolle der Vergangenheit in der Gegenwart. Angesagt ist die Loslösung vom Vergangenen.

Was für einen Zweck, was für einen Sinn geben Sie Ihrer Arbeit als Inventarisor?

Die Inventararbeit macht mich frei für das Neue und gehört zur Überlebensstrategie. Am Anfang stand eine grosse Neugier, sowohl dem Neuen gegenüber als auch der Erfahrung in der Jugend. Ich wollte konkret wissen, in welchem bäuerlichen System meine Familie gelebt hat. Gab es sogar im gleichen Dorf verschiedene Systeme, verschiedene Möglichkeiten zu wirtschaften. Daraufhin erfolgte die Auseinandersetzung mit der Entwicklung in der heutigen Landwirtschaft. Ich befürwortete damals die Umstrukturierung sehr. Innerlich war ich dem Neuen gegenüber offen. Ich dachte, der Wandel bringt eine neue, erwünschte Form des Daseins. Die neue Fragestellung hiess: Inwieweit darf das Neue anders sein? In der jüngsten Vergangenheit rückte dann die Frage in den Vordergrund: Was hätten wir eigentlich von der Vergangenheit lernen können? Das heisst: Wären – unter Bejahung der Veränderung – bei einer präzisen Kenntnis der vergangenen Modelle geeignetere landwirtschaftliche Systeme für die Alpentäler möglich geworden?

Peter Calonder, was stand im Zentrum Ihrer Ausführungen anlässlich der Exkursion?

Die Exkursion⁵ zeigte anhand von konkreten gebauten Beispielen auf, wie die natürlich vorkommenden Baumaterialien Stein und Holz von den Bauern verwendet wurden, um eine einfache, doch dauerhafte und ökonomische Bauweise zu gewährleisten. Dann kam die Bautechnik, die Art und Weise der Fügung von Bauteilen zur Sprache, ebenso die Ausbildung von wichtigen Details wie Lüftungs- oder Türöffnungen. Ebenfalls interessierte der eigentliche Bauvorgang, das Fällen der Tannen, das Vorrichten, das Bearbeiten derselben, das Aufrichten eines Gebäudes, der zeitliche Ablauf, die Organisation des Bauplatzes, der Einsatz der Arbeitskräfte von Mensch und Tier und derjenige der Werkzeuge.

In der Fachliteratur kommt der ganze Bauvorgang eher selten ausführlich zur Sprache. Können Sie dazu neuere Erkenntnisse mitteilen?

Wir gehen davon aus, dass die landwirtschaftlichen Bauten, insbesondere auf der Stufe der Temporärsiedlung, von Gruppen von Leuten errichtet worden sind, die sich hauptsächlich aus Bauern aus dem gleichen Dorf zusammensetzten. Diese Bauten sind im Gemeindienst erstellt worden, das heisst, jeder Bauer konnte zur Mithilfe an einer Stallscheune verpflichtet werden, hatte aber auch den Anspruch auf Mithilfe der anderen Bauern an seiner eigenen Scheune. Eine solche Gruppe von

⁵ Die Exkursion zum Thema «Bautechnik und Baustoffe» im Rahmen des Veranstaltungsprogramms 1995/96 der HGG fand unter der Leitung von dipl. Arch. ETH Peter Calonder am 1. Juni 1996 im Raum Lenzerheide statt.

Bauern wurde durch eine handwerklich kundige Person geleitet, durch einen gelernten Zimmermann oder einen Bauern, der sich durch besonderes Talent oder lange Erfahrung in dieser Hinsicht auszeichnete. Wir können annehmen, dass insbesondere die Stallscheunen und Hütten auf der Maiensäss-Stufe in relativ kurzer Zeit erstellt worden sind. Das heisst, die Bäume wurden nicht lange vor dem Aufrichten eines Stalles in unmittelbarer Nähe des Bauplatzes im benachbarten Wald gefällt, zum Bauplatz transportiert, auf gefrorenem Boden geschleift, glatt bearbeitet und in sozusagen frischem Zustand eingefasst, aufgerichtet etc. Bäume sollten idealerweise noch heute wegen der Holzqualität (Saftarmut) im Winter geschlagen werden.

Das Aufrichten der Ställe hat sicher zu einer Jahreszeit stattgefunden, in welcher die Bauern nicht mit Feldarbeit belastet waren. Um die Arbeiten erträglich zu gestalten, wurden sie intensiv und schnell ausgeführt.

Welche Werkzeuge wurden denn beim Erstellen eines Gebäudes eingesetzt?

Wir wissen, dass die Bauern zu Verfügung hatten: Zappin, Stahleisen, Quer- und Hohlaxt, Breitbeil und Trentinersäge. Der Zappin ist ein Werkzeug, welches auch noch heute in modernen Holzbearbeitungsbetrieben Verwendung findet und unersetzlich ist beim Bewegen von grossen Baumstämmen. Das Stahl- oder Schaleisen wurde dazu verwendet, den Baum von der Rinde zu befreien. Das Breitbeil diente dazu, grosse Baumstämme in Bohlenbretter oder in behauene Kanthölzer zu zerlegen. Die Axt wiederum wurde verwendet, um Kerbungen sowie Ausbuchtungen, Abplattungen usw. vorzunehmen. Mit der Trentinersäge, einer Säge von ungefähr zwei Metern Länge, welche von drei Leuten bedient wurde, zerlegte man grosse Baumstämme in Kanthölzer oder Bretter. Dabei wurde ein Baumstamm auf hohe Böcke gelegt, welche es erlaubten, das zwei Mann unten an der Säge ziehen konnten, der dritte Mann zog – auf dem Baustamm stehend – die Säge sozusagen im Leerlauf wieder hoch.

Wie beurteilen Sie die Qualität dieser von Laien ausgeführten Arbeiten?

Die Bearbeitung, insbesondere der Kanthölzer der Strickteile und der Bodenbretter, ist bemerkenswert präzis im Vergleich zur heutigen Bearbeitung ähnlicher Bauteile. Der Laie kann kaum zwischen einem damals mit der Breitaxt von Hand behauenen und einem heute auf der Maschine gesägten Kantholz unterscheiden. Im grossen und ganzen kann festgestellt werden, dass der bearbeitungstechnische Standard der Bauern heute nur grösste Bewunderung auslösen kann. Es ist zudem vorauszu setzen, dass sie eine hervorragende Kenntnis der Bäume und des gefällten Holzes besassen. Man kann annehmen, dass schon im Wald diejenigen Bäume ausgesucht und gefällt wurden, welche für die Verwendung beim Bau einer Stallscheune optimiert waren.

male Masse und Eigenschaften aufwiesen. Auch für die Bearbeitung der rohen Stämme waren sehr gute Kenntnisse des Baumaterials Holz Voraussetzung. Anders ist eine dermassen perfekte Bearbeitung nicht zu erklären.

Gilt das, was Sie zur Bauausführung erläutert haben, auch für die Konzeption, für die Prinzipien, welche den Bauten zugrundeliegen?

Wir wissen, dass die Bauweise einer Stallscheune oder eine Hütte einem perfekten System unterliegt; dem System der Weichheit, um es so zu nennen. Wenn wir die Basis des Gebäudes untersuchen, stellen wir fest, dass es keine Fundamente gibt. Die Bauten wurden lediglich auf relativ dünnen, oberflächlichen Steinschichten abgestellt, auf einer Foundation also, die man heute als absolut undenkbar qualifizieren würde. Sämtliche Holzanteile, der Rundholz- bzw. Kantholzstrick, sind lose und weich gefügt. Diese Weichheit der ganzen Konstruktion verhinderte Schäden durch die Bewegung des Untergrundes im jährlichen Zyklus von Gefrieren und Auftauen. Das System ist so konzipiert, dass es all diese Bewegungen ohne weiteres mitmachen kann.

Freilich ist es immer wieder zu Abgängen gekommen, infolge zu grossem Bergdruck, Lawinen und zu grossen Schneelasten. Diese Abgänge wurden in Kauf genommen. Der neue Stall wurde dann unweit des alten Standortes unter Verwendung der brauchbaren Hölzer des Vorgängers wieder aufgebaut.

Inwieweit beeinflusst die Organisation des Bauvorganges das Resultat desselben?

Eine mittlere Stallscheune stellt für mich eine ideale Konstruktion dar, im Hinblick auf die eingesetzten Werkzeuge und Leute. Selbstverständlich wurden die Dimensionen nicht von der Machbarkeit diktiert, sondern primär von der Betriebsgrösse und der Grösse einer Grossvieheinheit als Grundmodul. Das dadurch definierte Mass ist aber zufällig auch ideal, was die kräftemässige und auch zeitliche Bewältigung einer solchen Bauaufgabe betrifft, und garantiert zudem den ökonomischen Einsatz der Rohmaterialien, sprich Tannen.

Können Sie diese allgemeinen Ausführungen auf das Gebiet, in welches Ihre Exkursion führte, auf die Lenzerheide hin spezifizieren?

Die Lenzerheide, ursprünglich vermutlich das grösste zusammenhängende Maiensässgebiet Graubündens, zeigt eine recht grosse Vielfalt von typologisch sehr interessanten Bauformen. Gleichzeitig kann man hier eine Vielzahl unterschiedlicher Bautechniken antreffen bzw. die verschiedene Anwendung von Baumaterialien dokumentieren. So gibt es die gemauerte Bauweise, die massive Strickbauweise, aber auch in einem recht seltenen Beispiel eine gewagte alte Ständerkonstruktion zu betrachten.

Können Sie vielleicht zwei von einander stark abweichende typologische Beispiele geben?

Einmal ist dies sicher die typische Hofform der Lenzerheide. Eine traufständige Kombination von Stall und Hütte unter einem Dach zusammengefasst. Diese Hofform kommt in vielen Varianten vor und interessiert uns unter anderem auch deshalb, weil Wohn- und Viehräume sich vertikal und horizontal überlagern, was im Kanton Graubünden sonst nur sehr selten der Fall ist. Dann die typologische Form, die sich am Typ der Maiensässe von Creusen orientiert, das sich geographisch gegen das Domleschg öffnet. Sie ist so konzipiert, dass sich an eine einfache Stallscheune eine in der Regel ebenfalls einfache Sennerei angliedert.

Diego Giovanoli, in Ihrem Referat ist der Begriff des Typus ebenfalls zentral...

Die Inventararbeit ist nunmehr so angelegt, dass wir alle Bauten ausserhalb der Dörfer analysieren, bezeichnen und fotografieren mit dem Ziel, sowohl die Unterschiede zu erfassen, wie auch die Gemeinsamkeiten in baulicher, typologischer, aber auch in zeitlicher Hinsicht zu erkennen. Das Bild der Gesamtheit verdeutlicht die älteren Strukturen und die bauliche Dynamik in der Landschaft.

Die Betriebsformen sind in Graubünden regional sehr variabel. Es gibt Gebiete ohne oder nahezu ohne Maiensässe oder Feldstallscheunen sowie Gegenden mit einer regen Maiensässwirtschaft. Andernorts ordnen sich die Maiensässe der Alpwirtschaft unter oder sie sind komplementär zur Bergheuwirtschaft. Der betriebliche Spielraum geht vom völlig dezentralen bis zum gänzlich zentralisierten Bauernhof.

Aus der Erkenntnis heraus, dass die Maiensässe nur ein Glied in einem jährlichen Betriebsablauf waren, erfassen wir heute alle Bauten ausserhalb der Dörfer. Wir erhalten dadurch Auskünfte über alle Bautypen des Betriebes.

Bezogen auf die Bautypen ist es möglich, vom elementaren, vom einfachen, und zwar vom einräumigen Bau auszugehen und dann die Beobachtung zu machen, wie viele zusätzliche Räume auf einer Ebene angeordnet werden, wann zwei Geschosse notwendig werden und wie die einzelnen Funktionen gruppiert sind. So ist beispielsweise die Sennerei, die auch als Küche benutzt wurde, fast immer ebenerdig angeordnet. Es gibt aber auch Beispiele – u.a. auf der Lenzerheide – die von der Regel abweichen. Die Sennerei besitzt im übrigen eine zentrale Funktion und ist der wichtigste Raum im Temporärgebiet, sowohl im Maiensäss als auch im Alpgebiet. Nach der Sennerei kommt zuerst der Keller und erst an dritter Stelle, von der Dringlichkeit der Aufgabe her gesehen, wird eine Stube eingerichtet.

Auf den Maiensässen haben die Bauern spezifische, vom Dorf unabhängige Formen und Typen entwickelt. Diese sind nur selten mit den Alpgebäuden verwandt. Auch auf den übrigen Stufen – dem Heuberg, der Vorwinterung oder den

wurden zwischen 1600 und 1900 vom Dorf und von der Alp autonome Bautypen und Siedlungsformen gebaut.

In einigen Maiensässbauten grenzen der Ökonomietrakt mit einem grossen Heulager und die Sennerei, wo an einer offenen Feuerstelle gekäst wurde, aneinander. Welche Massnahmen wurden getroffen, um die Gefahr von Feuersbrünsten abzuwenden?

Der tägliche Umgang mit dem Feuer schaffte eine Vertrautheit, die wir uns nicht mehr vorstellen können. Kamine wurden ja nur in den seltensten Fällen und erst nach 1900 gebaut. In den Maiensässen von Zuoz lagen die Feuerstellen gar in der Ecke des Heuraumes. Im Prättigau gab es für zweigeschossige Bauten Lösungen, die heute ebenfalls undenkbar wären. Der Rauch stieg neben der Scheune und den Zimmern in einem offen gestrickten Raum hoch und verschwand durch das Dach. Die damalige Kultur ging nicht vom Gedanken aus, wie verhüte ich Brände, sondern von der Notwendigkeit, wie gehe ich brandvermeidend mit dem Feuer um.

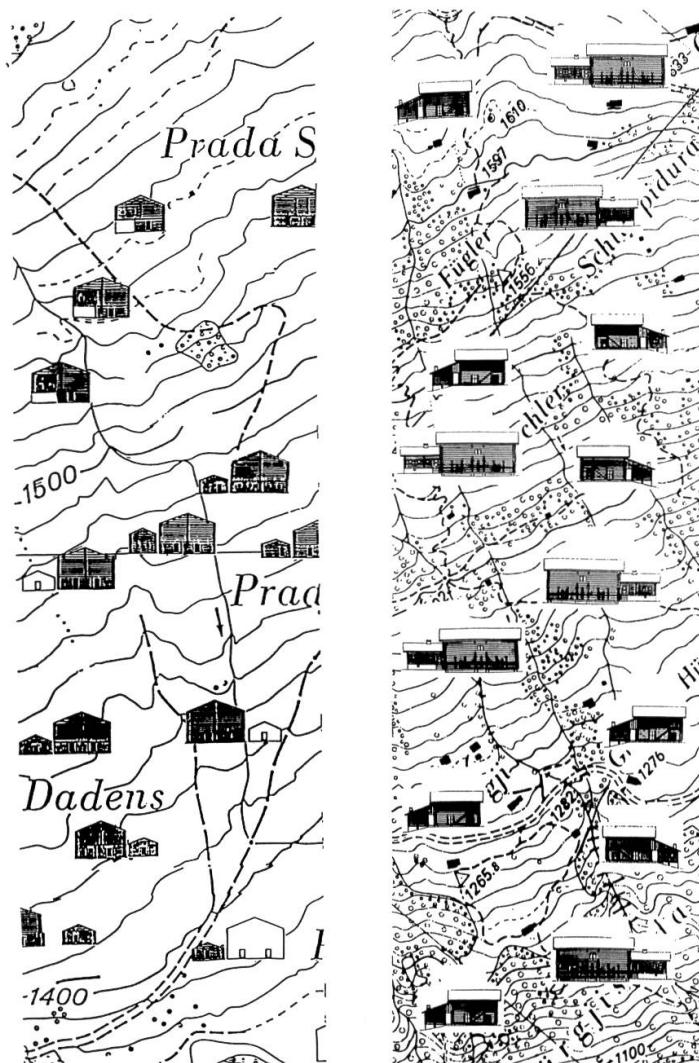


Abb. 5.
Sursilvanische Landschaft
(links) neben einer Prättigauer
Hangdarstellung (rechts).

Können Sie kurz einen kleinen Einblick geben in die Strukturen, die im Laufe der Jahrhunderte im ländlichen Graubünden entstanden sind?

Die vergleichende Untersuchung ermöglichte die Darstellung der typologischen Unterschiede und eine systematische Erfassung der siedlungsbaulichen Aspekte.

Ich zähle einige Unterscheidungskriterien auf: Graubünden kennt Gegenden, in welchen das Ökonomiegebäude vom Wohnhaus getrennt ist, und Gebiete, wo die beiden Betriebsteile zu einem Einhof verbunden oder zusammengebaut sind. Die Talschaften unterscheiden sich zudem nach der Baugewohnheit, vorzugsweise Einzelanlagen wie im Engadin oder Doppelbauten wie in der Surselva zu bauen.

Das äussere Merkmal, nach welchem die Siedlungslandschaft Graubündens grob geordnet werden kann, ist die Firstrichtung. Unabhängig von der inneren Struktur des Gebäudes zeigt der First in einzelnen Regionen immer ins Tal, anderorts liegt er stets parallel zum Hang. (Vgl. Abb. 5, S. 353).

Die Mikrounterschiede der Bautradition möchte ich am Beispiel der Schliesstechnik erläutern. Die sursilvanischen Bauern konstruierten die Stalltüren und die Scheunentore anders als die Bauern im Engadin oder im Misox. Die Sursilvaner öffneten die meist zweiteiligen, horizontal geteilten Stalltüren nach aussen, die Prättigauer stiessen hingegen ihre drei- bis vierteiligen Stalltüren nach innen auf. Unter einem Scheunentor konnte sich ein Bergeller nur zwei nach innen aufgehende Torflügel vorstellen. Im Prättigau mussten wir zur Kenntnis nehmen, dass neben einflügeligen Toren auch zweiflügelige gebaut wurden. Diese öffnen sich ausschliesslich nach aussen. Mischformen kamen vor allem in Mittelbünden vor. Dort geht ein Flügel des Scheunentores nach innen, der andere nach aussen auf.

Wie weit haben die verschiedenen Bereiche der Landwirtschaft wie Kornbau, Ackerbau und Viehwirtschaft die Typologien beeinflusst?

Mit dem Ackerertrag sicherte der Viehbauer die eigene Selbstversorgung. Wiese und Acker wurden nebeneinander oder auf der gleichen Parzelle abwechselnd bewirtschaftet, die dazugehörigen Bauten gehörten möglichst in Randlage. Kulturgechichtlich hatten die Bündner Regionen die Wahl zwischen multifunktionalen oder monofunktionalen Bauten. Wie es für Graubünden kaum anders sein kann, gibt es Beispiele für beide Baugewohnheiten. Die schönsten monofunktionalen Bauten sind die Kornscheunen der Schanfigger und die gestelzten Speicher der Region Davos. Sie dienten ausschliesslich der Verarbeitung und Lagerung des Getreides und umfassen einen Dreschgang und zwei bis sechs Kornabteile. In allen übrigen Gebieten Graubündens, mit einer kleinen Ausnahme in Soazza, wurden die Kornbaufunktionen – Dreschtenne, Trockenwand, Garbenabteil – ausschliesslich in Mehrzweckbauten, also in der Stallscheune, integriert. In der Surselva wurde die konventionelle Stallscheune für den Drusch mit einem genuteten Dreschkorridor

ausgerüstet. Heu, Korngarben und Stroh wurden in der gleichen Scheune untergebracht. Die Garben lagerten und reiften auf Lattenwänden und Lattengestellen.

In der Kunstgeschichte merkt man, dass Graubünden in einem Wechselspiel der Einflüsse von nördlichen und südlichen Kulturzentren steht. Kann man das für die einfache Architektur, wie sie landwirtschaftliche Gebäude und Bauernhäuser darstellen, ebenfalls nachweisen?

Der Agrarraum ist kleinteiliger organisiert als die kunstgeschichtlichen Areale, stand jedoch ebenfalls für äussere und innere Einflüsse offen. Die mittelbündnerischen Talschaften sind kaum mit ausserkantonalen Gebieten vergleichbar. Hingegen ist die Bautradition der Randregionen mit der bäuerlichen Architektur der angrenzenden Nachbarn meist verwandt. Die bäuerliche Kultur ist durchlässig und grenzüberschreitend. Sie basiert ebenfalls auf Kommunikation und perfektioniert ihre eigenen Modelle durch Übernahme fremder Einflüsse und exportiert möglicherweise sogar eigene Entwicklungen.

Nun gibt es im Bereich der Publikationen zu diesem Thema eine ständige Diskussion darüber, inwieweit oder von woher die Differenz zwischen Holz- und Steinbau bedingt ist. Ich kann erinnern an die ethnographische Ableitung Stein-Rätoromanen, Holz-Walser oder an geographische, die dann eben Steinbau und Süden sowie Holzbau und Norden assoziieren. Wie stehen Sie beide zu diesen Thesen?

Diego Giovanoli (DG): Der Bau der Kantonsstrasse über die Lenzerheide im Jahre 1840 hat im Passbereich den Wechsel vom Holzbau zum Mischbau und dann zum reinem Massivbau bedingt. Die Frage des Baumaterials steht vorerst in einem zeitlichen Zusammenhang. Der umgekehrte Fall, also die Ablösung des Baumaterials Stein durch das Holz, kann ich mir auch vorstellen. Ich denke konkret an mein Heimatdorf Soglio, wo die mittelalterliche Steinbautradition partiell von der Holzbauweise der jüngeren Zeit überlagert wurde. Die Baugewohnheiten sind zeit- und ortsbedingt und werden vom Materialvorkommen begünstigt und vom Klima beeinflusst. Die kulturelle Komponente ist meist ausschlaggebend, die ethnische Theorie greift jedoch zu kurz.

Peter Calonder (PC): Für Richard Weiss war es noch eindeutig: Steinbauweise südlich, Holzbauweise nördlich der Alpen, und in Osteuropa: wenn Holzbauweise dann Ständerbauweise. Ich würde als Architekt glauben, dass die Klimazone eine wesentliche Rolle spielt beim Entscheid, ob Holz oder Stein zur Anwendung gelangt. Die südlichen Steinbauten lassen sich damit erklären, dass Stein besser kühlst, insbesondere bei relativ langen Hitze- oder Wärmeperioden. Anders in den Alpen und nördlich der Alpen, wo die Temperaturen mehr für den Baustoff Holz sprechen. Für Graubünden scheint mir im allgemeinen das Holz der idealere

Baustoff zu sein, aus bauphysikalischen Überlegungen eben. Ein anderes Argument ist sicher die Bauzeit. Holzbauten können unvergleichlich viel schneller gebaut werden als Steinbauten. Das lässt wiederum den Schluss zu, dass die Holzbauweise auch die wirtschaftlichere, billigere Bauweise darstellte. Wenn wir unsere diversen Inventare darauf hin untersuchen, lässt sich zudem erkennen, dass Steinbauten oder solche in Mischbauweise, also z. B. Stallscheunen mit gemauerten Eckpfeilern, in der Regel grössere Bauten sind, also auch mit grösseren Betrieben zusammenhängen, was als Hinweis auf grössere finanzielle Ressourcen ausgelegt werden kann.

Um auf die Beispielreihe von Diego Giovanoli auf der Lenzerheide zurückzukommen. Wenn Holzbauten vor allem für hochgelegene Gebiete in unseren Regionen wirtschaftlicher und auch anderwältig geeigneter waren, weshalb hat man dann mit dem Ausbau der Strasse den Steinbau plötzlich bevorzugt?

DG: Die schnelleren und günstigeren Strassenverbindungen beschleunigten im 19. Jahrhundert die Übernahme auswärtiger Stile; nach der politischen Eingliederung in die Schweiz öffnete sich der Kanton. Das Baumaterial Holz konnte erst in den letzten Jahrzehnten seine frühere Wertstellung gegenüber dem Stein weitgehend wieder behaupten.

PC: Interessanterweise ist heute die Holzbauweise die teurere und exklusivere Bauweise. Wenn heute eine bauwillige Partie ein Wohnhaus oder eine Stallscheune bauen will, dann drängt sich unter Berücksichtigung des Prestigegedankens sicher eine Holzkonstruktion auf und nicht unbedingt ein gemauerter und verputzter Bau. Die Werte haben sich also in der Zwischenzeit wieder gekehrt.

Nun sind wir in der Gegenwart angekommen, und da möchte ich auf das Thema Maiensässe und Emotionen eingehen. Gerade bei der Lenzerheide wird das für Sie sicher auch ein Thema gewesen sein.

PC: Emotionen bedeuten im Zusammenhang mit Maiensässen für mich sicher etwas anderes als die Emotionen, welche Besitzer, Eigentümer oder Feriengäste einem Maiensäss gegenüber empfinden. Wenn ich die Maiensässsiedlung Sporz betrachte, dann sind meine Emotionen dahin gerichtet, dass ich es bedauerlich empfinde, dass die historische bäuerliche Siedlungsform und die individuellen historischen Bauformen in diesem Fall weitgehend verschwunden oder stark verändert sind. Für einen Touristen auf der Lenzerheide jedoch ist der Umbau dieser Maiensässsiedlung zu einer touristisch genutzten temporären Wohnsiedlung aber eine glückliche Transformation. Die Differenz liegt in der anders begründeten Betrachtungsweise, die einmal geschichtlich orientiert, das andere Mal konsumorientiert ist.

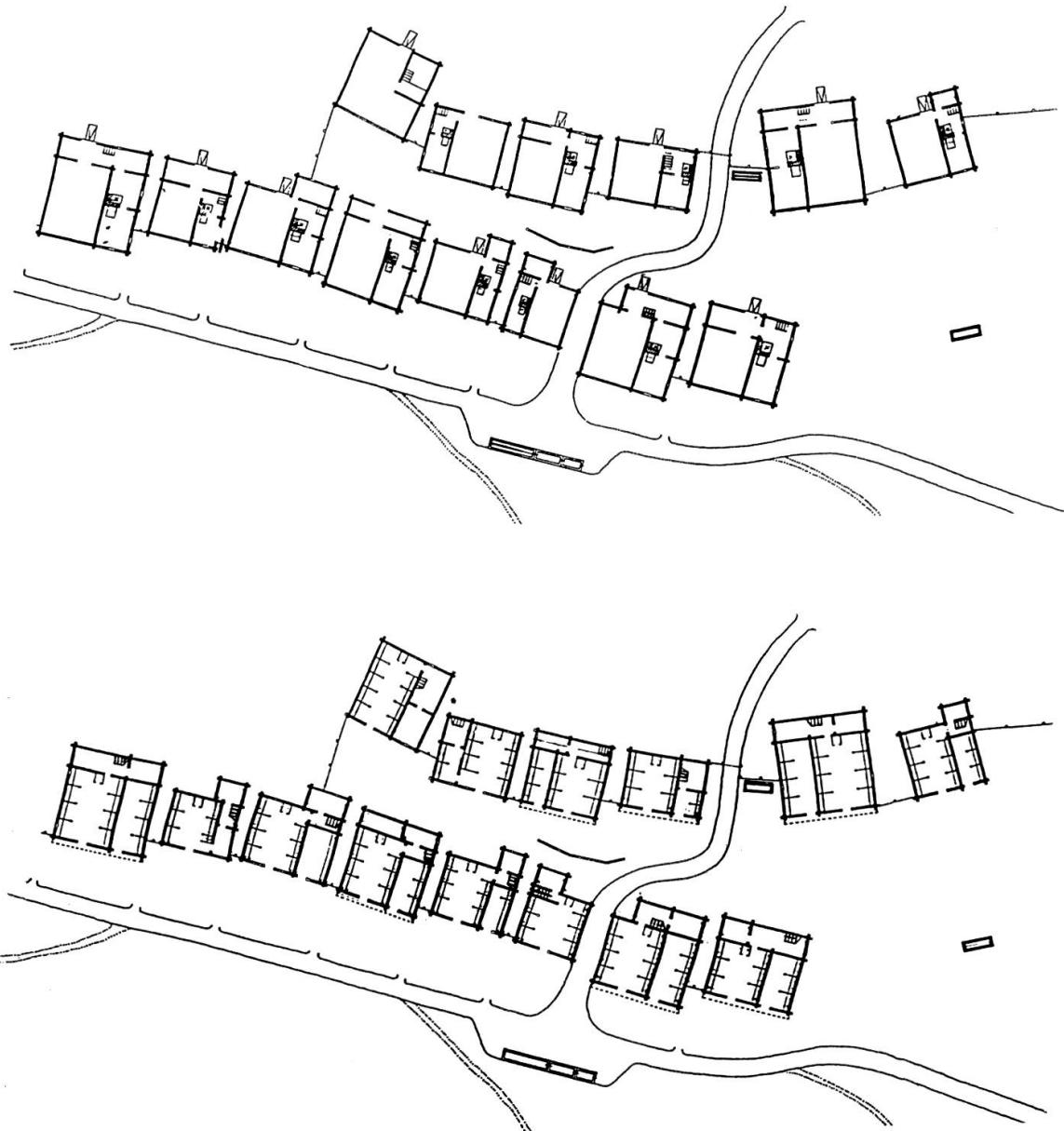


Abb. 6. Says, Maiensäss Stams: Beispiel für architektonische und siedlungsbauliche Einheitlichkeit. Die Gegenüberstellung zeigt oben das Obergeschoss — mit Stube, Küche und Scheune - und unten die erdgeschossigen Stallräume.

Zeichnung: Bruno Thoma.

DG: In der aktuellen Diskussion schwebt die unwahre Behauptung mit, die alte Zeit sei eine freie gewesen, sozusagen eine Zeit ohne Verpflichtungen. Die Annahme, nur die Gegenwart sei voll Vorschriften und Auflagen, ist historisch unhaltbar. Die architektonische und siedlungsbauliche Einheitlichkeit der Maiensässen ist das Ergebnis von strengen wirtschaftlichen Konventionen und einheitlichen Bauvorgängen. Die kommunalen Vorschriften betrafen die Nutzung des

Bodens, den Standort der Bauten, das Baumaterial und waren in den Dorfordnungen niedergeschrieben. Erst nach 1950 wurden Übertretungen von der Dorfgemeinschaft kaum mehr geahndet und bedingten in der Folge die Inkraftsetzung von bis anhin unbekannten raumplanerischen Instrumenten. Vorher war das Ausscheren aus der dörflichen Sozialordnung undenkbar.

Nun haben also die alten ungeschriebenen Regeln ihre Gültigkeit verloren, die Maiensässe haben ihre ursprüngliche Nutzung an vielen Orten nicht mehr. Martin Bösch schreibt im Bündner Monatsblatt 4/1992 einen Aufsatz: Der Untergang der Maiensäss-Kultur.

DG: Von Untergang werde ich nie reden, höchstens von Übergang. Wir haben die Maiensässe in der alten Form verlassen und eignen sie uns für eine touristische Nutzung wieder an. Maiensässe haben einen sehr hohen Erlebniswert, landschaftlich und auch architektonisch. Dies ist für mich sehr wichtig. Selbstverständlich haben Maiensässe auch eine hohe historische Aussagekraft. Diese muss in dieser Zeit der Veränderung etwas zurückstehen. Meine Generation hat die Maiensäss in der ursprünglichen Funktion erlebt. Meine Kinder sehen noch die Hüllen davon, in den meisten Fällen bereits verändert durch mehr oder weniger geglückte Eingriffe, ihre emotionale Bindung ist eine völlig andere. Wir streben zwei schwer vereinbare Ziele an: Die unveränderte Erhaltung der Bauten und völlig neue Nutzungsansprüche. Wir meinen, mit der Erhaltung der äusseren Hülle die Lebensdauer der alpinen Bauernkultur verlängern zu können. Dieses Missverständnis erschwert die Lösung der anstehenden Aufgaben.

PC: Ich bin ein Gegner dieser neuen touristischen Nutzung der historischen Bauten auf der Maiensässtufe. Die unmittelbare Vergangenheit, die letzten zwanzig, dreissig Jahre Raumplanung haben gezeigt, dass wir trotz ihrer Dauersiedlungen, von ihrem Erscheinungsbild und ihrer Substanz her gesehen, (mit Ausnahmen) zerstört haben oder dabei sind, sie zerstörerisch zu verändern und dadurch in die kulturhistorische Bedeutungslosigkeit gleiten zu lassen. Wir begehen einen grossen Fehler, wenn wir die Maiensässtufe, d.h. die geographischen Räume auf dieser Stufe, ebenfalls dieser Entwicklung aussetzen, weil wir ja wissen, mit welchem Resultat diese Entwicklung im Tal geendet hat. Wir können realistischerweise nicht annehmen, dass auf der Stufe Maiensäss nicht die gleichen Fehler wiederholt werden, welche wir unten schon gemacht haben.

Nun stehen Behörden in allen Regionen und auch des Kantons von Seiten der Maiensässbesitzer stark unter Druck, weil diese sie vor die Alternative Verzicht auf Erhalt oder Umnutzung setzen.

PC: Es gibt keinen Zusammenhang zwischen Umnutzung und Erhalt, weder für Maiensässe noch für andere Bauten. Meist wird doch das fadenscheinige Argument

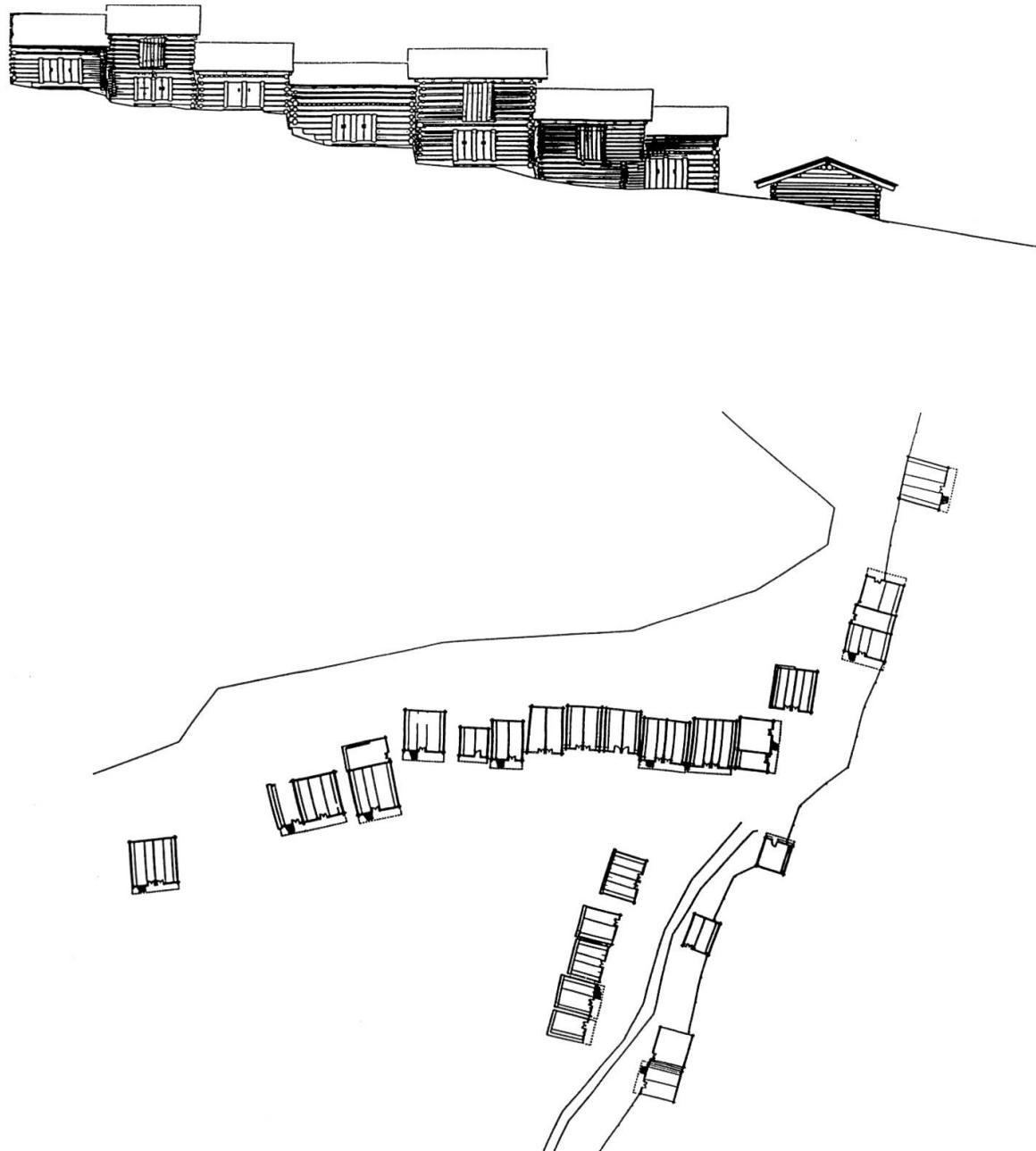


Abb. 7. Klosters, Mälchetti.

Teilansicht der Stallreihe für die Alpung der Sommermilchkuh (oben) und Grundriss der gesamten Stallgruppe mit Kleinstallräumen (unten), ursprünglich ohne Heuraum darüber.

der Erhaltung vorgeschoben, um eine Umnutzung behördlicherseits bewilligt zu erhalten. Meiner Ansicht nach sind die allermeisten der Eigentümer von Maiensässbauten in der Lage, Gebäudeunterhalt zu leisten, ohne dass dessen Finanzierung eine Umnutzung bedingen würde. Unterhalt, Gebäudeunterhalt an Maiensässbauten ist in erster Linie das Dichthalten der Dächer. Das Dach ist ein technisch einfacher Bauteil. Spengler- und Dachdeckerarbeiten sind noch heute preiswert zu erhalten und stellen deshalb kein Argument dar, welches die Umnutzung einer Maiensässbaute erzwingt.

Für mich ist der zeitlich verzögerte Abgang einer Maiensässbaute oder auch einer ganzen Maiensässsiedlung die bessere Alternative als die touristische Umnutzung und Veränderung bzw. Entwicklung einer solchen zu einer scheinhaften Dauersiedlung mit allen Konsequenzen.

DG: Obwohl heute raumplanerische Möglichkeiten bestehen, um die Maiensässe umzunutzen, haben die Eigentümer der Schuderser Maiensässe selber sich diese Möglichkeit verboten. Dieses Phänomen ist auch im Bergell feststellbar. Hingegen möchten vor allem die Misoxer auf den Ausbau ihrer Maiensässe niemals verzichten. Unter Berücksichtigung dieser regionalen Unterschiede sollten die Politiker und die Techniker regionsspezifische Lösungen anbieten.

Wenn wir uns die historischen Nutzungsstufen vergegenwärtigen, sind auch innerhalb des Gemeindegebietes grosse Unterschiede des Nutzungsanspruches feststellbar. Im Alpgebiet sind kaum Konflikte auszumachen. Die Alpstafeln werden ausschliesslich alpwirtschaftlich genutzt. Nur die privaten Einzelsenner eignen sich für einen allfälligen Ausbau.

Die Stallscheunen auf den Wiesen rund um die Dörfer wurden in den vergangenen Jahrzehnten kaum für touristische Umnutzungen beansprucht. Die Landschaft verändert sich lediglich durch Abbruch oder Zerfall der Ökonomiebauten. Die Stufe der Maiensässe ist schätzungsweise bis über 60% umgenutzt. Für den verbleibenden Teil ist das Privatinteresse an einer Neunutzung ungebrochen. Die öffentliche Meinung verlangt als Gegenleistung möglichst authentische Bergsiedlungen ohne Neubauten. Dafür möchte der Eigentümer im Inneren bequemer haushalten können. Nach wie vor ergeben sich bei den Stallbauten nahezu unlösbare gestalterische Anforderungen, sodass in vielen Fällen ein würdiges Verschwinden der verkrampten Umwandlung in ein Haus vorzuziehen ist. Historische Ställe sterben würdevoll.